

Wertes Leben oder Politik mit der Hundepfeife : Beobachtungen im Wahljahr

Autor(en): **Suter, Lotta**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **110 (2016)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anfangs Juli 2016 bin ich zum zweiten Mal in die USA ausgewandert. Meine neue Wahlheimat Vermont gehört nicht zu den Gegenden in den USA, die regelmässig heisse politische Schlagzeilen liefern. Schon gar nicht nach dem bedauernden Ausscheiden «unseres» Präsidentschaftskandidaten Bernie Sanders. Also kann ich mich fürs Erste ins neugewonnene «amerikanische Idyll» (Philipp Roth) zurücksinken lassen – dachte ich.

Die erste Nachricht, die ich nach meiner Ankunft frühmorgens am öffentlichen *National Public Radio* höre, vermeldet die Schiesserei in Dallas, Texas, bei der ein Veteran des Afghanistankrieges fünf Polizisten exekutiert hat, drei davon ebenfalls ehemalige Angehörige der US-Streitkräfte. Der Täter ist schwarz, die getöteten Polizisten sind weiss oder Latinos. Die Tat ereignete sich am Ende einer gewaltlosen Demonstration der neuen Bürgerrechtsbewegung *BlackLivesMatter* (Schwarze Leben sind wichtig).

Es ist ein harsches Erwachen. Kaum angekommen, bin ich bereits wieder mittendrin in diesem zu Extremen neigenden Land. In einer Kultur, die einerseits stark von praktischer Solidarität, gelebter Toleranz und standhafter Hoffnung geprägt ist und andererseits ebenso scharf gezeichnet von tödlicher Gewalt und einem halsstarrigen Rassismus. *White Supremacy*, die Ideologie von der Überlegenheit und Vorherrschaft der Weissen, ist ein fester Bestandteil der US-amerikanischen Geschichte – und auch der Gegenwart.

Eigene Erfahrungen

Im Zeitraffer durchlaufe ich meine eigenen bescheidenen Begegnungen mit Rassismus und Gewalt: die blutigen Prügeleien zwischen schwarzen und weissen MitschülerInnen, die mich als Austauschstudentin in den frühen 1970er Jahren erschreckten; die Apartheid-ähnlichen Subkulturen an unserer High

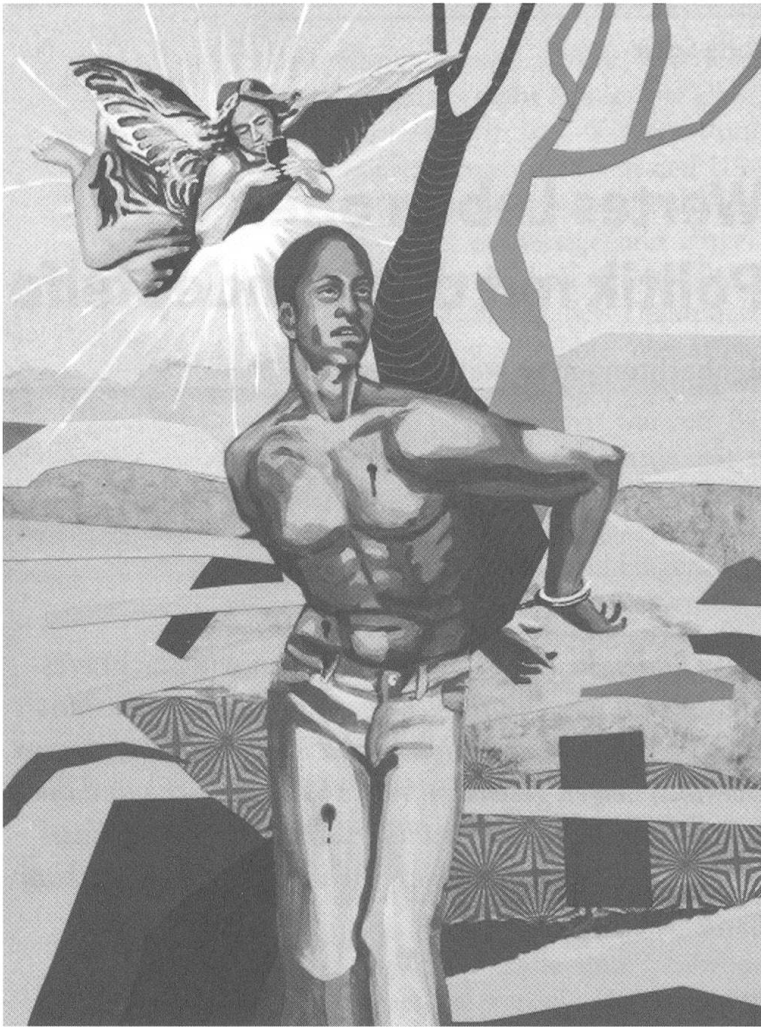
Lotta Suter

Wertes Leben oder Politik mit der Hundepfeife

Beobachtungen im Wahljahr

Zwar finden heute soziale Bewegungen wie BlackLivesMatter Gehör, wenn sie sich gegen tödlichen Rassismus und für Würde, Gerechtigkeit und Respekt aller einsetzen. Dennoch zeigen gesellschaftliche Widersprüche und die Scheinheiligkeit der Republikanischen Partei auf, dass Rassismus und Gewalt nach wie vor zum US-amerikanischen Alltag gehören.

★★★★★ Linke
★★★★★ Politik in
★★★★★ den USA



Amerikanischer Mann; inspiriert von den vielen schwarzen Männern, die ihr Leben durch die Polizeigewalt lassen mussten, von Krista Dedrick.

School in New Jersey, die ich als Fremde gar nicht wahrnahm, weil der Rassismus versteckt, über soziale Codes kommuniziert wurde. Ich erinnere mich, dass die Lektüre des schwarzen Bürgerrechtsaktivisten Malcolm X und die karitative Arbeit mit afroamerikanischen Kindern von meiner liberalen Umgebung damals sehr geschätzt wurde, ein romantisches Date mit einem schwarzen Mitschüler hingegen war absolut tabu.

Ein Vierteljahrhundert später erlebte ich – in einer mehrheitlich weissen Umgebung – die Rassenbeziehungen entspannter, auch vielfältiger. Meine Kinder hatten um die Jahrtausendwende nebst afroamerikanischen auch KlassenkollegInnen asiatischen oder lateinamerikanischer Herkunft. Gemischte Paare erregten kaum mehr Aufsehen,

selbst auf dem Land nicht, wenigstens nicht an der Ostküste. Mein dunkelhäutiger Ferienbub aus New York wurde von den Aussenstehenden ebenso selbstverständlich als mein Sohn identifiziert wie mein biologischer Nachwuchs oder die hellhäutigen Pflegekinder. Doch der Rassismus war nicht einfach verschwunden, und auch nicht seine Codes: Als sich meine blonde Tochter am mehrheitlich weissen jesuitischen Boston College aus genuinem kulturellem Interesse fürs Wohnen auf dem *Cultural Floor* anmeldete, stellte sich heraus, dass mit diesem Begriff der Wohnbereich für AfroamerikanerInnen gemeint war (sie wohnte trotzdem dort).

Dilemmata und Widersprüche

Als Journalistin und US-Berichterstatterin begegnete ich der «Rassenfrage» auf Schritt und Tritt. Ob Bildung oder Gesundheit, Justiz oder Wirtschaft das vordergründige Thema waren, immer tauchte in diesem ethnisch durchmischten Land das Problem der Gleichberechtigung beziehungsweise Diskriminierung bestimmter Bevölkerungsgruppen auf. Die Behandlung nichtweisser US-BürgerInnen blieb auch ein halbes Jahrhundert nach der Studie des Nobelpreisträgers Gunnar Myrdal «ein amerikanisches Dilemma». Es fehlte nicht an aktuellen Statistiken und Studien. Doch irgendwie stiess das Thema auf taube Ohren – ähnlich wie es mit der Frauenfrage lange Zeit geschah.

Erst in den letzten Jahren hat sich die antirassistische Gegenseite in den USA politisch neu organisiert und etwas mehr Gehör verschafft. Die Kampagne für einen höheren Mindestlohn ist insbesondere für viele AfroamerikanerInnen und Latinos/Latinas ein lebenswichtiges Thema. Und seit 2012 kämpft die neue Bürgerrechtsbewegung *BlackLivesMatter* gegen den tödlichen Rassismus in der Gesellschaft und für «Würde, Gerechtigkeit und Respekt» für alle Diskriminierten. Das Problem: Zwar unter-

stützt gemäss Umfragen eine Mehrheit der weissen US-AmerikanerInnen die Bewegung *BlackLivesMatter*, doch weniger als zehn Prozent der Befragten können sich persönlich mit deren Anliegen identifizieren. Auch wenn sie selber gesellschaftlich benachteiligt sind, können Weisse ihr Leben nicht als «schwarz» begreifen.

In den Morgennachrichten schreiben Rassismus und Gewalt indes weitere Schlagzeilen: Zehn Tage nach der Schieserei in Dallas werden in Baton Rouge, Louisiana, drei Polizisten erschossen, einer davon ist schwarz. Gleichenorts ist kurz zuvor ein unbewaffneter Afroamerikaner von der Polizei getötet worden. Ich trauere um diese und alle anderen Gewaltopfer. Und ich bin erleichtert, dass die Ereignisse offener als vor zehn Jahren diskutiert werden. Nicht bloss die Medien, auch meine NachbarInnen äussern sich differenziert zu den Gewalttaten – auch wenn sie wie die meisten Menschen in Vermont Dutzende von Jagdgewehren bei sich zu Hause liegen haben. Doch dieser Widerspruch ist mir lieber als die Scheinheiligkeit der Republikanischen Partei, die sich seit Jahrzehnten mit Rassismus an der Macht hält.

Versteckte Demagogie

Im Wahljahr 2016 hüten sich natürlich alle, meistens sogar Donald Trump, offen rassistisch zu argumentieren. Sie sprechen jedoch wie die MitschülerInnen von damals in Codes für die Eingeweihten: Seit der politischen Gleichberechtigung der AfroamerikanerInnen in den 1960er-Jahren übt sich die Rechte in den USA nämlich in der Kunst, an die primitivsten rassistischen Ängste und Fantasien der weissen WählerInnen zu appellieren und ihnen gleichzeitig das Gefühl zu geben, keine fanatischen RassistInnen zu sein. Bereits 1964 propagierte der rechtskonservative Präsidentschaftskandidat Barry Goldwater die *States Rights*, die föderalistischen Rechte

der US-Bundesstaaten. Das tönt politisch neutral. Im damaligen historischen Kontext meinte er jedoch, das Recht der Südstaaten, ihre Apartheidpolitik gegenüber der afroamerikanischen Bevölkerung fortzusetzen. Unter Präsident Ronald Reagan in den 1980er-Jahren war das Stichwort «Steuern senken» bei den Rechten beliebt. Denn Steuergelder, so wurde suggeriert, würden an Minderheiten umverteilt. Ein Mitarbeiter von Reagan gab offen zu, «tax cuts» zu fordern, töne doch viel besser als «nigger» zu schreien. Kaum ein Politiker wagt es heute noch zu sagen, die Schwarzen seien alle faul. Doch man hört in rechtskonservativen Kreisen immer wieder Klagen über eine gewisse urbane Kultur, die den Wert der Arbeit nicht schätze.

In den USA hat diese verdeckte Demagogie einen treffenden Namen: *dog whistle politics*. Bläst das Herrchen in die Hundepfeife, wird das Signal bloss von angepeilten Vierbeinern wahrgenommen, alle anderen können und müssen die schrillen Töne gar nicht hören. Ihre beabsichtigte Wirkung tun sie trotzdem.

Lotta Suter, *1952, ist Mitbegründerin und langjährige Redaktorin der Wochenzeitung WOZ. Die Autorin und ehemalige Auslandskorrespondentin lebt seit kurzem wieder in den USA und gestaltet ihr publizistisches Umfeld nach eigenem Gutdünken.

lsuter@woz.ch

Freilegung von Hass, von Eric J. Garcia.



Follow Eric J Garcia at garciaink@twitter or friend Eric J Garcia on facebook.